

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Lars Gustafsson/Agneta Blomqvist

Das Lächeln der Mittsommernacht

Literarische Bilder aus Schweden

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

SCHWEDEN AUF DER KARTE

Es kann manchmal so scheinen, als sei dieses Land ein wenig zu lang. In den Schulbüchern unserer Kindheit wurde eine Art Normalschweden dargestellt, wo Bäume tatsächlich Äpfel und Pflaumen hervorbrachten, was oben im nördlichsten Schweden nicht der Fall ist, und da gab es Flüsse, die man selbstverständlich auf Befehl des Fräulein Lehrerin herunterleiern konnte: Ätran, Nissan, Lagan, Viskan. Wir waren sicher schon über dreißig, bis wir, Verfasser dieses eigenwilligen Buches, meist auf Grund unserer eigenen Erfahrungen erkannten, dass es im hohen Norden Flüsse gibt, breit wie die Donau, breiter als die Loire und kraftvoll wie der Rhein, welche die Standardflüsse der Geographiebücher auf angenehme kleine Gewässer reduzieren, geeignet für friedliche Rudertouren und das Angeln mit Würmern.

Dasselbe lässt sich über die Seen sagen, und davon gibt es viele: Der Mälaren oder der Hjälmaren sind an einem Sommertag voll von weißen Segeln, Betonschiffen, Motorbooten. Stora Lulevatten oder Torne träsk hingegen zeigen an einem ähnlichen Tag kaum ein einziges Segel, keine Kielwasserspür.

Das Land ist so bemerkenswert, dass nicht einmal seine eigenen Einwohner es besonders gut kennen. Als Carl von Linné an einem schönen Frühsommertag im Jahr 1732 in königlichem Auftrag seine lappländische Reise antrat,

war es tatsächlich eine Forschungsreise in ein unbekanntes Land – im Prinzip von der gleichen Art wie Peter Forsskåls und Anders Sparrmans Erkundungen in fremden Erdteilen.

Es ist nicht wie in Linnés Tagen – aber es gibt für den allein Reisenden noch viel zu entdecken, und die Verfasser dieses Buches sind die ersten, zuzugeben, dass das auch für sie gilt. Solche historischen und geographischen Studien sind eine viel zu große Aufgabe für ein einziges Leben. Und auch für zwei, wie bei uns.

Wir beschränken uns darauf, von dem zu erzählen, was wir selbst erlebt haben. Das gilt auch für die Bücher, die wir gelesen, und die Gespräche, die wir geführt haben. Wir haben uns entschlossen, nicht zu sagen, wer was geschrieben hat, und die Route führt vom schwedischen Süden bis in den allerhöchsten Norden, mit ausgiebigen Exkursen nach Osten und Westen und in die schwedische Literatur. Wir hoffen, dass der Leser sich mit uns auf der Fahrt durch Schweden wohlfühlt.

Es sollte deutlich werden, dass wir nicht hier leben würden, wenn wir nicht fänden, dass Schweden ein inspirierendes Land ist.

*Agneta Blomqvist und Lars Gustafsson
Säms Herrgård in der Gemeinde Tanum
am 3. August 2012*

DER SCHWEDISCHE SÜDEN

*Wie ein Netz von schwarzen Spinnenweben
hängen die nassen Äste des Baums.
In der stillen Februarnacht
singt sacht, schwebt, klingt
aus den Spuren und Steinen des Tals
das Rauschen einer Wasserquelle.*

*In der stillen Februarnacht
weint der Himmel sacht.*

Vilhelm Ekelund, 1880–1937

Die südlichen Landschaften, Schonen, Halland und Blekinge, die dem Königreich Schweden spät in der Geschichte – beim Frieden von Roskilde 1658 – einverleibt wurden und noch lange danach umstritten blieben, sind uns, die wir von den Landschaften rings um den Mälarsee kommen, auf subtile Art fremd geworden. Vielleicht noch mehr als die Landschaften im Norden.

Während die Februarnacht bei uns normalerweise sehr dunkel, sehr kalt und jedes Feld von trockenem Schnee bedeckt ist, den der Wind in tückischen Wirbeln vor sich hertreibt, kurz gesagt, das Nifelheim, durch das die alten Nordländer die für ihre Zwecke viel zu angenehm warme

Hölle ersetzt haben, befindet sich die schonische Ebene manches Jahr in der Februarnacht unter dem stillen Weinen der Wolken.

Doch es ist nicht immer so. Das Flachland zwischen Skanör und Lund ist im Januar bis Anfang Februar zuweilen ein Inferno von Schneestürmen. Zur Geburt können die Frauen nur mit Raupenfahrzeugen in die Entbindungskliniken gelangen, abgelegene Höfe müssen tagelang darauf warten, dass ihre Straßen zwischen meterhohen Pflugwällen wieder passierbar gemacht werden. Schneewälle einer Art, die man sonst zur gleichen Jahreszeit nur in Kiruna oder möglicherweise in Umeå zu sehen bekommt.

Dann kommt der Frühling. Das Flugzeug von Bromma zieht beim Anflug jäh hoch, um einem Adler auszuweichen, wie der Kapitän verkündet. Nach der Landung sieht man eine V-Formation von Wildgänsen auf dem Weg nach Norden. Hier und da liegen noch Flecken von Schnee, während die Buchenwälder schon dabei sind, die Farbe zu wechseln.

Nach Schonen zu kommen hatte in meiner Jugend immer etwas von einer Auslandsreise. Statt der Hasen hüpfen Wildkaninchen munter in der Gegend herum. Buchenwälder statt Kiefern und Tannen, weiße Häuser statt falurrote, Schlösser statt Herrenhäuser, opulente Mahlzeiten im Vergleich zu den asketischen Gewohnheiten in den philosophischen Kreisen um 1958, kontinentale Philosophie statt der aus Cambridge, Oxford und Chicago. Im Lund der fünfziger Jahre fanden die Post-Seminare in der Bar des prachtvollen alten Hotell Grand statt. In Uppsala war es in »Kajsas Kaffeezimmer« in der Drottningatan.

Blekinge und Halland sehen im Sommer über lange Strecken wie Gärten aus, im Gegensatz zu dem ernsten und

manchmal ungeheuer monotonen nordeuropäischen Waldgürtel. Hier gibt es angenehme Sandstrände, Badeorte wie Torekov und Båstad mit idyllischen Sommerhäusern, meist im Besitz einer wohlhabenden Oberklasse.

Im schwedischen Süden sind die sozialen Unterschiede stark ausgeprägt. Hier gibt es große Landwirtschaftsbetriebe wie Värnanäs oder Simonstorp, nicht selten um ein prachtvolles Schloss aus der Großmachtzeit herum gruppiert, und stille Fischerdörfer wie Borrby und Torekov. Aber auch verwahrloste und sozial isolierte Einwandererslums wie Malmös Rosengård mit all den in ähnlichen europäischen Stadtteilen wohlbekannten Problemen. Entwurzelte Jugendliche, Sprachverwirrung.

Die alten strohgedeckten Höfe in quadratischer Form und mit einem Hofbrunnen in der Mitte sind zu einer Art Symbol für diese Landschaft geworden. Man sollte jedoch nicht erwarten, dass all diese Höfe von Schonen bewohnt sind. Bereits in den sechziger Jahren waren sie bei den Stockholmern beliebt. Dag Hammarskjölds Backåkra ist ein Beispiel für diesen Lebensstil. Hierher zog sich der zweite Generalsekretär der UN, bekanntlich eine kontemplative Persönlichkeit, aus dem UN-Hauptquartier zurück.

Südschweden hat etwas von einer eigenen literarischen Tradition, die um die vorletzte Jahrhundertwende sichtbar wurde. Als August Strindberg aus Paris flieht, wo unbekannte Mächte sein Leben zu bedrohen und zu lenken scheinen, landet er bei einem Freund in Lund und spürt plötzlich den Frieden der fleißigen kleinen Stadt. Die stillen Einwohner scheinen ganz und gar mit ihren eigenen Tätigkeiten beschäftigt. Niemand will etwas von ihm, und das ist es, was er in diesem Augenblick braucht.

»Das akademische Bauerndorf« ist zu der Zeit von Wilhelm Ekelund ein ziemlich gebräuchlicher Ausdruck für diese Stadt. Etwas vom Milieu dieses alten Lund kann man auch an einem Sommerabend in unserem neuen Jahrtausend erleben. Die Gartenkugel im romantischen Garten von Bischof Agardh neben dem einzigartigen Museum »Kulturen« spiegelt das Grün der alten Ulmen wider. Die Straßen schlängeln sich zwischen Fachwerkhäusern und gewöhnlichen Häusern durch. Von Maggies Dachwohnung aus sehen die verschiedenen geneigten Dächer der historischen Stadtteile aus wie dunkle Kristallflächen. Das Hotell Grand, denkwürdiger Ort zahlloser Feste und Punschabende, strebt mit seinem neugotischen Turm zum Himmel. Und die meist verspäteten Fernzüge nach Kopenhagen auf der anderen Seite des Parks können das immer gleichermaßen hoffnungsvolle Gemurmel an der Bar kaum stören.

Es gibt allerdings noch ein anderes Lund. Die Stadt ist reich; die Häuserpreise im historischen Zentrum sind beträchtlich. Die großen Erfinderindustrien, herangewachsen aus den Tiefen der Universitätslabore, blockieren viele Ausblicke auf die Ebene. Arzneimittelfirmen, Softwareunternehmen, und nicht zuletzt das weltbeherrschende Hauptquartier des Milchpakets: Tetrapak.

Aber im Herzen, in dem Hain, der tatsächlich ein Hain ist und vermutlich einst ein Opferhain war, an dessen Quelle der Hochaltar errichtet wurde, erhebt sich der mächtige romanische Dom. Wovor der zufällige Besucher natürlich zuerst stehenbleibt, ist die astronomische Uhr der Fassade, nicht nur ein Monument einer genialen, komplizierten Mechanik aus der Zeit Fibonaccis und Cardanos, sondern auch des gleichbleibend widerspenstigen Problems, eine mathe-

matische Zeitrechnung mit dem eigentümlich diffusen Jahresumlauf des Planeten in Übereinstimmung zu bringen. Und wie in allen kunstvollen Uhren gibt es hier – genau wie in vielen Rathäusern und Kathedralen des europäischen Kontinents – eine tägliche Prozession biblischer Gestalten, die steif und mit erhobenen Trompeten vorüberstolzieren, gezogen von dem mächtigen Bleilot der Uhr. Was ist die Federuhr mit ihrem launischen Gang, dazu verurteilt, ständig durch kegelförmige Geschwindigkeitsregulatoren korrigiert zu werden, verglichen mit dem sicheren, unveränderlichen Gang des Luchses, der nur von der Schwerkraft gelenkt wird, der grauesten, phantasiösesten und greifbarsten aller vier Kräfte der Natur.

Mich fasziniert jedoch vor allem der Brunnen. Dieser tiefe, dunkle Brunnen, der sich schon lange vor der christlichen Zeit dort befunden haben muss und also für immer einen Kultplatz markiert hat, einen heiligen Hain.

Was befindet sich da unten in der Dunkelheit?

Organismen, antwortet eine gelehrte kleine Broschüre, die man heute nur noch in den umliegenden Antiquariaten und in der mächtigen Universitätsbibliothek finden kann: »Das Pflanzen- und Tierleben im Dom von Lund«. Nichts anderes als Organismen.

DIE BEEREN DER MOORE

In einer Kultur wirklich heimisch zu sein heißt, genau zu wissen, was in ihrer Landschaft genießbar und was ungenießbar ist. Sauerampfer und Löwenzahnblätter, Geißfuß und Fichtennadeln.

Es gibt eine sehr frühe Einübung in die Wirklichkeit, wenn man die Dinge ebenso schmeckt, wie man sie ertastet und betrachtet. Man entdeckt bald, dass die dunkle, tiefblaue Beere der Schlehe, die so schön an den Mälarstränden blüht, im Mund ein Unding ist, das ihn zusammenzieht wie einen kleinen, an der Innenseite gefältnen Geldbeutel.

Eine besondere Erinnerung rufen die Moore wach. Der Duft wie in alten Apotheken, aus Mädesüß und Moosen, das leise Rauschen der Winde in den vereinzeln Bäumen, die Langeweile beim Sitzen auf einem Moorbeerenbüschel, während die Eltern pflückten.

Die Moorbeeren, spärlich wachsend, waren nicht leicht zu ernten. Zu säuerlich im Mund, falls sie noch nicht der erste Frost gezwickt hatte, so spröde, dass sie oft schon im Korb aufplatzten, waren sie doch der Grundstoff für das wunderbarste Kompott. Ideal zu Wild, aber davon gab es nicht viel in den vierziger Jahren, als meine Eltern Pilze und Beeren sammelten und im Norra Nadden Plötzen fischten. Es war eine Notzeit, in der die Natur so weit wie irgend möglich in Anspruch genommen wurde.

Dass diese Überlebensmittel, mühsam auf Weiden, Meierböden und draußen auf den schwankenden Mooren gesammelt, auch Delikatessen waren – wie die Moltebeeren und die Moorbeeren nach dem ersten Frost –, sollte ich erst viel später im Leben begreifen. Die Rauschbeere hat eine betäubende Wirkung. Nimmt man mehr zu sich als, sagen wir, zehn, schläft man ein. Ein Gelee aus Rauschbeeren, vorgeschlagsweise zu einem gegrillten Waldvogel serviert, würde ein dekadentes Kochbuch zieren.

Als ich da auf den Büscheln saß, klein, mürrisch und mit meinen sieben Jahren unergründlich brütend, waren es die Rauschbeeren, die mich am meisten fesselten. Mit ihren größeren, dunkelblauen Beeren so viel geheimnisvoller als die Blaubeeren, die in einer nordischen Flora nicht so richtig heimisch schienen. Der Duft von Mädesüß und Moosen, immer vermischt mit dem Geruch des schwarzen Humuswassers, und der Geschmack, der immer etwas Fremdes, ein wenig Beunruhigendes hatte.

Ungefähr wie die Ruhe in einem japanischen Felsgarten. Der fremde, etwas herbe, träumerische Geschmack kann die Gedanken zu den Geheimnissen des Taoismus führen:

Sie waren achtsam, wie jemand, der zur Winterzeit über einen Fluss gehen will, oder einer, der seine Nachbarn fürchtet; würdevoll wie ein Gast; ungreifbar wie schmelzendes Eis; wie unbearbeitetes Holz waren sie in ihrer einfachen Natürlichkeit; wie ein Tal waren sie in ihrer Leere; wie trübes Wasser waren sie in ihrer Undurchsichtigkeit.

Aus dem *Tao Te King* über die Meister der Vorzeit